

Das unterirdische Wien.

Von Paul Zifferer.

In einer Reihe von Werken hat Emile Zola das unterirdische Paris dargestellt: wie neben einer Stadt des Glanzes und der Freude eine andere geheimnisvolle und drohende Welt lebendig ist, eine Welt, ungenügend von den Saiten und Klängen der Kellern begraben, unter den Brüden der Seine, die nächste Welt des Hallenviertels und der Faubourgs, eine finstere Welt des Hungers und der Gewaltthat, namenlosen Leibes und wilder Empörung. . . . Diese unterirdische Welt, die es auch in Wien gegeben hat, wie in allen großen Städten, ist hier nicht gemeint. Die hat sich längst aus ihren armen seligen Schupswinkeln befreit — wie einst der Haß aus der furchtbaren Kellernwohnung Marats züchtete — die Kriessurie hat all die verborgene Not glücklich ans Licht gezerrt; durch die Straßen der so prunkvollen Reichshaupt- und Residenzstadt Wien wälzt sich eine dunkle Flut des Elends, die alles zu erfassen scheint. Ertrinkende stürzen ihre dünnen Arme empor. Wie wenig gilt noch ein Menschenleben. Jemandwo wird geschloffen, einer schlägt die Arme vor die Brust und fällt tot nieder; irgendwo wird geraubt, irgendwo wird ein Eisenbahnzug angefallen, Hungernde stehen durch die Straßen, die doppelt traurig aussehen, weil eine breite Schmutzschicht das Pflaster überzieht. Vorstadtsstraßen, Glendstraßen. Tauender Schnee tropft müde von den Dächern. Das ist jetzt die sichtbare Welt, die wirkliche und nahe, eine Welt der Arbeitslosen, die so ganz anders aussieht, als jene andere, verdunkelte Welt, in der Mühsamkeit noch übermüdet und Lebensfreude bedeutet. Vorrecht der Wohlhabenden und Genießenden. Mühsamkeit ist jetzt ein Fluch geworden, ein Zwang, schlimmer als die qualvollste Arbeit der Sträflinge. Mühsamkeit ist jetzt die sichtbare Not der Wien, ein körperliches Hinwelken. Und auch der Trost und die Empörung sind nicht mehr klein und geduckt, im Hinterhalt verborgen, wie eine Strauß, die sich in der Lalahe ballt, sondern wandeln stummrot durch die Straßen, weithin sichtbar wie ein Kanal.

Das unterirdische Wien ist jetzt das Wien des Reichthums und des Glanzes. Die „oberen Reichtumslaufend“, wie sie sich vor kurzem noch nannten, die

haben sich jetzt vertrocknet. Man bedenke, vor kurzem besaß Wien noch ein Kaiserhaus, mit einer so weltbermeigten Familie, daß die Namen allein in jedem genealogischen Handbuch mehrere Seiten füllen und jeder dieser Erbzürge und dieser Erbzürgerinnen besaß seine besonderen Paläste und seinen besonderen Hofstaat, und jedes Mitglied dieses Hofstaates — adelige Domeinisten im Grunde — führte wieder ein Herrenleben für sich, mit Domeinisten und Schranzen aller Art. Nun ist dies wie weggeblasen; all die vielen betragten Menschen, all die vielen Ordensgeschmückten, die innerlich, wenn nicht äußerlich eine Livree trugen. Denn auch die Uniform war hier eine Livree und hieß der „Rock des Kaisers“. Wo sind alle diese Menschen hinakraten? Die Erbzürge, die Obersthofmeister, die Generäle. Man weiß, der Kaiser sitzt in Scharisau, und es ist nicht verborgen geblieben, daß jener Leopold Saluator, König aller Kriegsgewinner, dessen Dörrenmilch beirathe ebensoviele Entschene an der Front verbreitete, wie Gasbomben und Granatenwerfer, mit seiner Familie und seinem Gemahl, der in mehrere Wiedwogen verläut wurde, wie vorher die Haupttruppe, sich nach Spanien begeben hat. Aber die meisten dieser Fürstlichkeiten sind doch in Wien geblieben, setzen mitten unter uns, wenn auch die Tore ihrer Paläste verriegelt, die Schwärmen entfernt und die Fensterladen geschlossen sind. Geduckt und klein leben sie, ein unendlich gedemüthigtes, anstößiges Dasein.

Und wo ist das viele Geld, die Milliarden, die aus dem riesenhafte Geschäftsunternehmen, das sich „Kriegsministerium“ nannte, in so viele vierig ausgestreckten Hände flossen. Kleine Leute, verachtete, ausgelassene, verfluchte Existenzen mit einem Rud zu einer Macht emporhoben, die schwindelnd macht? Kleine Gemüter hatten sich vorangestellt, daß es leicht möglich gewesen wäre, sich die Herrschaft des Hinterlandes nur annähernd mit solcher Entschiedenheit zu sichern, wie man sich das Leben der Unglücklichen sicherte, die man vor die Kanonen warf. Das Kriegseinkommensgesetz wurde allgemal so geachtet, daß es der Staat war, der zu leisten hatte. Man schmeuerte zuerst ganze Wagenladungen von Banknoten den Händlern, Zwischenhändlern und Seitenhändlern in die Arme, und erst, als alles verstanden war, dachte man wieder daran, den also Bescheidensten die Beute in Form von Steuern abzuhalfen.

Mit einem Male aber sind nun all die Milliarden verschwunden. Niemand will sie besitzen, niemand will für reich, niemand will als Kriegsgewinner gelten. Eine wilde Hast begann, um sich nur des Geldes zu entledigen, oder besser: um es zu verbergen. Das Geld verfracht sich in Summen und Antiquitäten und Spitzen und in Summen und gab es Leute, die kaum je eine Schale besaß, der Kunst fremd, wenn nicht gar feindlich, und die plötzlich Wider einlaufen, daß die ihnen gar nicht gefielen. Die Hauptfache lösten, daß die Messer tot und begraben waren und ihre Werke fest im Kurse standen. Da fanden sich Leute, die sinnlose Unternehmungen begründeten, gleichsam Häuser bauten, um nur ein Dach für ihr Geld zu gewinnen. Aber es gibt viel zu viel Geld und viel zu wenig Werte. Die Einfuhr des Papieres, die über uns hereingebrochen ist, hat etwas Grandioses. Es ist so, als stünde Mephistopheles, der einst das Papiergeld erfand, nun leibhaftig an der Notendrucke und druckte immer neue Berge von Scheinen, um das ganze System zu sompromittieren, um das Geld für alle Zeit widerständig und lächerlich zu machen. Und die Leute wanken doch noch immer vor diesem Gelde haben, das gar kein Geld ist, tauschen es freiwillig gegen Waren, die Narren, hamstern wahrhaftig dieses bedruckte Papier, und jede einzelne Nation, die auf dem Boden der alten Monarchie entstanden ist, läßt wieder diesem so fürcht bedruckten Papier mit neuen Steinen nach, will noch etwas hindrücken. Und alle Besitzenden werden ängstlich, fürchten für ihren Reichtum, dem man mit solvel verschiedenen Steuern und Steuern an den Leib rückt und der doch gar kein Reichtum ist, sondern eben nur Papier, schlechtes Papier, für das eine Welt des Irrsinns blühende Menschenleben geopfert hat. Papier, das in Spinden und Kellern verborgen wird. Ein Luftstoß genügt — es flattert davon. Die Flamme reißt sich und kehrt es auf.

Wenn es Abend wird, dann erwacht das heimliche, unterirdische Wien zu seinem Leben. Durch die dunkeln Straßen halten nur wenige Schritte, kein Wagen rollt, ausgestorben, gespenstig leer scheint die Stadt. Doch wenn man zu den Häusern vornehmer Straßenzüge emporblickt, erkennt man hinter den dicht verhängten Fenstern verräterischen Lichtschimmer; zwischen den Gläbern der Salouisen glitzert das Licht hervor, dessen man jetzt so schwer entzuden muß.

Da oben aber flammen Kronleuchter und wenn man den Atem anhält und lauscht, hört man eine leise Dumf, die bis auf die Straße herabdringt, diese leere, dumf, so trostlos einsame Straße. Es hat in Wien diesen ganzen Winter lang keine öffentliche Lustbarkeit gegeben, keine Tanzerei und dergleichen, womit man früher den Wiener Fasching beging, den übermühten Fasching der Welt, der des Morgens noch gepukte Menschen aus Ballläden und Kaffeehäusern strömen ließ. Das äußere Gebahren und Wiens war die ganze Zeit das einer ernsten und würdigen Trauer. Aber die unterirdische Stadt — die Stadt der Sorgen, die jetzt am sorgenvollsten sind, hat ihre Not in Lang und Wirbel vergessen wollen. Das elektrische Licht war gesperrt — da strahlten Kerzen auf Armleuchtern, gabn mit ihrem ätternen Licht all diesen Gesellschaften etwas Unwirkliches, Enträatetes. Man konnte an das achthehnte Jahrhundert denken — es hieß das „galante“ und tanzte zur Gullottine empor. — Es gab damals Bälle, an denen nur Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft teil nehmen durften, die wenigstens ein Mitglid ihrer Familie auf dem Schaffot verloren hatten. Die Frauen trugen ein rotes Bändchen um den Hals geschlungen — einen Blauschiff als Mode. Sind nicht diese Beschäftigten von einst, diese Genießenden inmitten eines Zusammenbruchs, aus ihren Gräbern gestiegen? Schreibt man wirklich neunzehnhundertneunzehn, Jahr des Urtheils zwischen Krieg und Frieden? . . . Ein greiser Diener in Kniehoseln schreit zwischen den Tanzenden umher. Der dünne, weiße Seitenbart wird von der ätternen Luft bewegt. Mit einer alten Lichtpuffschere schneuzt er die Kerzen, so selbstverständlich, als wäre er noch vor kurzem bei der Herzogin von Montmorency in Dienst gestanden und habe sein Leben lang nichts anderes getan, als mit dieser unachahmlichen Würde über solch einer milden, rotenrot schimmernden Beleuchtung gewaltet.

Es ist auch niemals soviel in Wien gespielt worden, wie eben jetzt. Ganz insgeheim, verflucht sich. Beinahe jede Nacht wird eine „Spielhölle“ ausgehoben. Am nächsten Tage schon wieder eine neue begründet. Eine Schauspielerin vermieht ihre Wohnung an eine Gesellschaft, man acht Preise bis zu zwanzigtausend Kronen für einen Abend, die Regie ist nicht groß; ein grünes Tuch und ein Bakfarraschliffen. Die achtzehnten Erfrischungen werden her